

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts.

Johannisfeier.

Von Ernst Emil Sanders.

In der Mäßigkeit des Lebens sucht jeder Sterbliche die Freude solange aufzubalten wie möglich. Er wünscht sich, die bannenden Kräfte um ihren klüftigen Ruh ziehen zu können. Eine Fülle von Lust durchweht die ganze Frühlingszeit bis zur Sommertages- und Nachtstunde, dem hohen Feste, das die Missionäre der Christenheit dem heiligen Johannes dem Täufer geweiht hatten. Ohne Zweifel war dessen Tag, der 24. Juni, bei den heidnischen Deutschen dem herrlichen Sonnengotte Baldur geweiht, der alljährlich im Fluge der Zeit dem heimtückischen Helio des Gottes der Finsternis erliegen mußte.

Kein besseres stichliches Gegenbild aber konnte für den kahlenden Jüngling des Völkermordes gefunden werden als jener Prediger in der Wüste, dessen Auftreten der Morgenröte gleich das Kommen des Erlösers gewissagt hatte. So trat St. Johann der Täufer an die Stelle des Sonnengottes, er erlöste den sommerlichen Wogler, hieraus erklärt sich, warum St. Johann der Täufer bei den germanischen Völkern der Repräsentant aller Lichten, Edlen, Großen wurde und die idealste Verbrüderung des Mittelalters, der ritterliche Orden vom Spital zu Jerusalem, sich den Täufer zum Schutzpatron wählte.

Am 24. Juni schien die Sonne unseren Altvordern den Lebenspunkt ihrer hegepflückten Laufbahn erreicht zu haben; von da an ging es abwärts. Kei Winter, wenn nun am Schluß der festlichen Zeit die Freude noch einmal hoch aufblühte, dem Feuer gleich, das die Blüten hochrot auflodern läßt und dann plötzlich in sich zusammenfällt. Die Siegeshöhe der Sonne mußte Wunder wirken auf Erden. Die Johanniszeit ist deshalb so erfüllt mit Scenarien des Himmels. Alle Geister werden zur Johannisnacht fest und rufen sehnsüchtig nach Erlösung. Aus dem Schoße der Erde heben sich die verkümmerten Schätze und können sich der Sommer hat in dieser Zeit seine höchste Frucht entfaltet: es blüht das ferne, tiefe Tal. Jetzt ist es Zeit, im Sonnenwendbüchel, den Festtag, das Johannisfest, das Johannisfest und andere Kräfte von hohen Gaben und Kräften zu brechen. Jetzt muß die Wundelrute, der Sorok vom Heilstrauch geschnitten werden, der den Zugang zu allen klammernden Schätzen der Erde erleichtert. Jetzt ist das Wasser heilbar. Deshalb sagen, wie Petrus berichtet, die Frauen Kölns still und geheimnisvoll in der Johannisnacht nach dem Rhein, um Arme und Hände in dem innerlichen Strome zu baden und unter dem blühenden Glieder zu schwimmen. „Ein Bad in der Johannisnacht“, sagt man noch heute im Württembergischen, „nimmt luvell wie neun andere sonst“.

Der Tau der Johannisnacht schützt gegen jede Krankheit. Man sammelte ihn, um davon zu trinken oder damit den Körper zu waschen. Grüne Kränze wurden um den Querschnitt im Walde und den gottlichen Brunnen auf dem Marktplatz gewunden, dem heilkräftigen Rah zu Ehren. Auf allen Höhen aber flammten die Sonnenwendfeuer auf. Jünglinge und Jungfrauen entzündeten sie, warfen vielerlei genau bestimmte Kräfte hinein, umtanzten sie und sprangen durch und über die Flammen. Für immer ist die hohe Feste dieser Johannisnachtfeier verschwunden, aber im Geiste schauen wir wohl noch die linde, wonnige Nacht des Jahres 1497, da zu Augsburg die schöne Vaterschwester Juliana Reithardt aus Ulm a. D. dem Kaiser Max das Johannisfest anordnete und leben noch Ritter Schweinens Erzählung von der Herrin von Vianich mit ihrem Hofe in lauchender Fröhlichkeit um das lobende Feuer im Burghof des Raths verbrachte. Und wenn zwei Herzen in alter Zeit sich entzünden, die das Schicksal getrennt hatte und feindliche Kräfte voneinander fern hielten, so erhob in der legensreichen Nacht der Jüngling den Becher und trank der Geliebten, St. Johannis Winne, zu Glück wünschend und ein frohes Wiedersehen sich erhoffend.

Mit dem Glorion, der der Abbruch des neuen Tages noch Johannis verdrängte, legten sich die klammernden Wesen der Freude. Jetzt war das Jahres schönste Tag vorüber. Der volle Sieg des Lichtes war erkämpft. Nach dem gemeinsamen Schicksal aller erschaffenen Dinge fang nun der Erde Nacht und Hobeit an zu weilen. Des Sommers Schwüle und verjüngende Hitze lagerte sich auf Wald und Feld und Fluß. Dahin waren die Schönen, künftigen Tage und nur in Wehmüt denken wir an die verlorene Maienfrische des Jahres, an das junge Grün, an die knospende Blüte, an das linde, leise Frühlingswehen, das ein Welt von Gelächert verheißte, die nun erloschen ist und ach! so schnell wieder vergehen soll.

Das Paar im Fenster.

Ein Märchen von Richard Wilde.

In einer Straße mitten in der großen Stadt war ein Laden, der gehörte einem Haarfriseur. Der Laden hatte ein Schaufenster — nein, wie sah es in dem aus!

Häuschen mit roten und grünen und gelben Blümen standen da, und Karbons mit echt französischen Toilettenseife, die im Inland erzeugt worden war, und große Flaschen mit Safran, der nicht von Kamata wuchs — es war eine Pracht. Aber das Schönste waren der Herr und die Dame. Der Haarfriseur war sehr stolz auf die und sagte, sie seien geradezu künstlerisch.

Das hatten der Herr und die Dame gehört, und nun wollten sie sich. Der Herr war ein schöner Mann mit runden, roten Wangen und einem fast nach oben aufgestellten hellblonden Schnurrbart, der eigentlich langst aus der Mode war. Das blonde Haar trug er in der Mitte gelockt und über den auffallend kleinen Ohren stand es in „Bänschen“ vom Kopf weg. Auch dies war nicht mehr zeitgemäß, aber der Herr erklärte: „Wir wollen dabei bleiben — ich verleihe ein Prinzip.“ Und dann verlor er, seine lichtblauen Augen auf die Frau aus violettem Samt zu lenken, die ihn in schwerem Goldwurm umhüllte.

Die Dame lächelte höflich-höflich. Aber das tat sie immer, — es war ihre Natur. Sie sah auch immer erregt aus, denn sie hatte eine überaus feine und hohe rote Puppe mit auf den Hals bekommen. Sie war ein brünetter Tonus, und wenn sie sich überhaupt herabließ zu sprechen, dann pflegte sie zu bemerken: „Ich habe Rasse.“

Der Herr bewunderte sie. Und er bewunderte besonders ihren kühnen Haarbau und die edel geklungenen Linien ihres Halses und den zarten Gussmanisch, der sich im braunen Samt ihres Gewandes verlor.

Die Dame war noch nicht lange da. Sie war erst gekommen, als der Haarfriseur sich verheiratet hatte. Seine Frau, die weibliche Haarschneidlerin, hatte die Dame mit in die Ehe gebracht. Denn nur war das Geschäft erweitert worden und man bediente auch Damen „in und außer dem Hause“.

„Sie riechen sehr gut“, sagte der Herr. Aber er wußte nicht, daß es die französischen Toilettenseifen aus dem Inland

Johannisfeuer einst und jetzt.

Die Sitte der Johannisfeier, im 19. Jahrhundert zu einem wenig beachteten Ereignis der Schulland herabgesunken und in seiner ersten Bedeutung nur noch in wenigen abgelegenen Dörfern bewahrt. Sie wieder zu einem allgemeinen weichenollen Gebrauch geworden und am Johannisfest lobten wieder von oben in ganz Deutschland die leuchtenden Flammenzeichen empor. Feiern und Schreie, die als erste Zeichen der Verbrennung der Naturkräfte gegen Himmel streben sind durchaus nicht nur im germanischen Mythos zu finden, sondern es ist eine Sitte, die sich bereits bei den alten Ägyptern und Indern findet. Moles hat gegen diese Form der „Abkürzung“ geäußert, und von König Achab wird uns im zweiten Buch der Könige berichtet, daß er seine Söhne durchs Feuer abtötete. Die Söhne kannten ebenfalls ein sommerliches Reinigungsfeuer, das dem Saal zu Ehren angezündet wurde, und die römischen Valsenfeuer wurden zu Ehren der Vales, einer Göttin des Ackerbaues und der Viehzucht, angezündet; man glaubte, daß sie Krankheiten und böse Geister vom Vieh fernhalten, und gewiß ist da schon eine Ahnung von der heilungserwartenden Macht des Feuers, die im Mittelalter in der Form der „reinen“ Sprung durch die Flammen trieb. Die bei so vielen Festen der alten Religionen üblichen Feuer bilden also den Ursprung unserer Sitte, die sich auch in Indien und Persien erhalten hat, und so ist es natürlich, daß das Johannisfeuer bei römischen wie germanischen Völkern üblich ist, auch vom Christentum nicht verdrängt werden konnte. Augustin predigte am Feste Johannis dagegen. Gestern abend brannte die ganze Stadt, sagt er von Rom, „nach heidnischer Weise voll stinkender Flammen, und die ganze Luft war mit Rauch erfüllt.“ Das Johannisfeuer ist durch lange Jahrhunderte in ganz Frankreich im Schwange gewesen. Schilderungen solcher Feuerfeste zu Johannis liegen aus Italien vor und aus Spanien, wo der maurische Einfluß zu besonders prunkvollen „Feuerwertungen“ führte. Während die Kirche bei uns „schon“ die heidnischen „Gruel“ der Sonnenwendfeuer bekämpfte und das Springen durch die Flammen verbot, hatte sie sich im hohen Mittelalter damit abgefunden. Das Johannisfeuer war ein altes in anerkannter öffentlicher Art, der dadurch keine Weihe erhielt, daß Kaiser oder Fürsten die Flammen entzündeten. So wohnte 1461 nach einer Münchener Schilderung Herzog Stephan dem „Sonnenwendfeuer“ bei und tanzte mit seiner Gemahlin unter dem Volk um die Flammen. 1471 verheiratete König Friedrich das Johannisfeuer während des Reichstages zu Regensburg durch seine Anwesenheit. Im Jahre 1497 lieierte Kaiser Maximilian das Johannisfest, indem die schöne Juliana Reithardt die erste Kachel in den Hofstall warf und dann mit dem Sohn des Kaisers Max, Philipp von Burgund, den ersten Reigen um die Flammen tanzte. 1478 entzündete der Herzog von Vianich am Johannisabend das Freudenfeuer auf dem Rhein. Die zahlreichen Bräute, die mit dem Feuer in Verbindung standen, haben sich in der Volkstunde noch lange erhalten. An alte Opfer erinnert das Herbringen von Tieren oder Knochen, das Hindurchtreiben des Viehs, das Hineinwerfen von Blumen und Kräutern. Feurige Räder, Symbole der Sonne, werden die Feste hinabgerollt, brennende Beien gegen Dämonen geschwungen, leuchtende Kränze sollen die Schwerkraft des Raumes verlassen. Im 18. Jahrhundert lebte mit der Aufklärung der Kampf gegen die alte Sitte ein. Jakob Grimm beschreibt in seiner Geschichte eines der letzten Johannisfeuer, das zu seiner Zeit noch gebrannt wurde. Die Feuer sind übrigens nie in deutschen Ländern ganz erloschen, sondern erhielten sich in abgelegenen Dörfern, in auch in anderen Orten, wie z. B. Jena, wo die Jugend sich ein launend lustiges Vergnügen daraus machte. Die Jugend ist es auch gewesen, die in unterm Jahrhundert den Brauch wieder belebte. Von der Wandervogelbewegung ging die würdige Feier des Johannisfestes nach allem Brauch aus, und die im Krieges neuermachte Liebe zum alten Volkstum hat dem Johannisfeuer in den letzten Jahren immer mehr Anhänger gewonnen, so daß es zu einer Art Nationalfest geworden ist.

Pythagoras.

Nach H. v. Chamisso.

Pythagoras der Philosoph, erfand
Ein neues Lehrsatz und brachte dann —
Da er ja nur ein Heide war —
Den Göttern unendliche Opfer dar.
Ist da ein Wunder, wenn die Dämonen stöhnen?
Sobald sie eine neue Wahrheit wittern? E. S.

waren. Er hatte sie bisher in „wahrernehmen“ er hatte ein Traumbildnis geführt — nur war er zum Leben erwacht.

Die Dame wollte die zu den Schultern ausden. Dann ließ sie es jedoch, denn sie fand, daß es doch ein wenig sei. Sie bedachte sich auf ihr höflich-höfliches Lächeln.

Werden Sie uns lang, das Bild Ihrer Gegenwart schenken? fragte der Herr. „Sie müssen“, sagte er eindringlich hinzu. „Ich bin hier schon vom ersten Tag an, und ich habe durch das Fenster, das uns gegen die Gemeinheit da draußen abschließt, sehr viele Frauen gesehen. Aber keine einzige hatte solche herrliche Frisuren wie Sie.“

Wissen Sie auch, woher Sie die hat? „Sagte eine Schminke, die zu den Füßen des Herrn lag.“ „Von mir. Oder besser: aus meiner Verwandtschaft.“

Unterbrechen Sie mich nicht! „Schnauze der Herr sie an. Das ist unanständig. Und verzeihen Sie mich mit Ihrer pedantischen Verwandtschaft! Sie scheinen nicht zu wissen, daß ich Blumenwurzeln im Leib habe.“

Blumenwurzeln! Was ist das? „Ich hab jetzt eine andere Stimme vernommen. Was heißt nicht umsonst „Sonnenwurzeln“? Ich bin ganz und gar mit dem letzten und vollständigsten Produkt der Blumenindustrie getränkt — ich glaube, das ist wohl noch etwas feiner.“

Ich werde mich nicht ärgern“, erklärte der Herr. „Soll ich mal sehen.“ Aber er ärgerte sich doch. Dann wendete er sich wieder der Dame zu.

Ich habe in der letzten Zeit viel nachgedacht, und ich habe zugehört, was Sie sprachen, wenn er damit meinte, er den Haarfriseur, ihren Schatz, ins Gesicht schmierte und sie nachher wieder abstrich. Man kann daraus sehen, wie leicht die Menschen sind. Denn wozu lassen Sie sich einstimmen, wenn alles gleich wieder entfernt wird?“

Die Dame lächelte höflich-höflich. Und der Herr fuhr fort: „Wenn ich die Menschen auch nicht achten kann und sogar für dümmer halte als die Schminke, — ich habe doch etwas gehört, was vielleicht nicht falsch ist. Ich selber führe in ein sehr hässliches Dasein — ich sehe nie aus: es ist mir nicht. Darum kann ich auch nicht so genau nachprüfen, was Sie erzählen. Aber Sie lassen es immer wieder und deshalb wird wohl etwas daran sein.“

Die Dame lächelte höflich-höflich. Der Herr gab sich einen Ruck und setzte mit frischer Kraft ein: „Sie schauhen, es kommt eine große Teuerung, und

Ländliches Verbrechertum.

Die Welle der Eigentumsverletzung und des Betruges hat auch das ländliche Land und seine Bewohner nicht verschont. Es ist heute nicht mehr richtig, daß man auf dem Lande bei offenen Türen schlafen und daß man dort sein Eigentum unbesorgt, unbewacht liegen lassen kann. Die Bewohner selbst kleiner und kleiner Dörfer mußten neben dem Vollkorn auch einen Nachtwächter anstellen, eine Maßnahme, welche leider nur geringe Garantien für die Sicherheit des Eigentums bietet. Diese würdigen Amtspersonen, welche tagsüber keineswegs untätig sind, können des Nachts nicht an beiden Enden der oft langgestreckten Dorfstraße zu gleich sein. Sie können nicht alle Gehöfte abseits der Dorfstraße bewachen. Dagegen müssen sie ihren jeweiligen Standort durch Pfeifen oder Tuten der Stundenzahl kundtun. So erfahren nicht nur die Dorfbewohner, sondern auch die ländlichen Erbhöfen ganz genau, wo sich der Hüter des Gutes und des Eigentums augenblicklich befindet und sie können ihm aus dem Wege gehen. Andererseits hat man geachtet, daß die landesüblichen Dorfstraßen mit ihrem Wald- und Wiesenrande die verlässlichen Wächter nicht sind, und man findet jetzt auf vielen Gehöften schon gute und gut-dressierte Haushunde.

Die Landdiebe wissen aber trotz der verbesserten Hundeverhältnisse, wie und wo gute Beute zu machen ist. Sie fühlen sich sogar sicherer als in der Stadt, weil die Landbevölkerung nicht in der Lage ist, durch beamtete oder durch private Detektive rasch die nötigen Nachforschungen anstellen zu lassen. Die großen Entfernungen erschweren den Dienst, selbst die Bekanntgabe von Belohnungen für die Namhaftmachung von Übeltätern muß noch immer durch Auskommeln erfolgen. Vielfach müssen die Bauern selbst Detektive spielen, und wie der nachstehende Fall beweist, auch mit Erfolg. In einem Dorfe des Kreises Neustettin kamen längere Zeit hindurch alle möglichen großen und kleinen Gegenstände abhandeln. Wagen, Pferde, Gagen und Wägen selbst verschwandens lauslos von den Feldern und aus den Gehöften. Die Bauern entschloßen sich endlich, an mehreren Stellen des Dorfes allnächtlich Posten aufzustellen, doch die Täter erwischte man nicht. Jetzt erst recht nicht. Einigen Verdacht hatte man auf einen Inassen, der mit seinen vier Söhnen abseits vom Dorfe, auf einem Abbau baute, aber dieser Verdacht konnte durch nichts bestätigt werden. Bis man endlich einen Stroh fand, welcher bei einem neuerlichen Diebstahl von dem Täter vergessen worden war. So kam es auch dahin, den Besitzer eines ganz gewöhnlichen, nicht einmal bearbeiteten oder sonstwie gekennzeichneten Brügels zu ermitteln, der Herr Lehrer wußte Rat. Er zeigte diesen Stroh den Kindern in der Schule, erzählte dabei einiges von guter Beobachtung und vor allem Gedächtnis und rief, ein kleiner Junge verstande sich, daß dieser Brügel seinem großen Bruder gehöre. Rummel war der gegen die Familie auf dem Abbau gebaute Verdacht begründet, man stellte heimlich Nachforschungen an und bald konnte die ganze Familie hinter Schloß und Riegel gesetzt werden.

Ein beständiges Objekt für ländliche Einbrecher und Diebe sind die Gold- und Silberhäuser der Bauern. Hier ist meist die Kenntnis des Besitzes wichtiger als der Plan zur Deutung des Schatzes. Schauer noch als der Besitzer solch eines Goldhauses waren zwei Männer, die sich als Arbeiter der Überlandzentrale bei dem Bauer einfanden. Einmaliges Nicht haben auch kleine Dörfer bereits, und wo man es noch nicht hat, dort wird es jetzt angelegt. Die beiden fälligen Installateure machten sich zwei Tage lang in dem Hause des Bauern zu schaffen, man ließ ihnen bei ihren fingierten Arbeiten alle möglichen Erleichterungen zuteil werden, man verpflegte sie sogar und da man die Feldarbeiten nicht vernachlässigen konnte, blieb nur der alte Großvater als Aufsicht zurück. Als die Diebe das Versteck mit dem Gelde endlich entdeckt hatten, verabschiedeten sie. Die Entdeckung erfolgte erst viel später, als sich die richtigen Installateure zur Arbeit im Dorfe meldeten. Schatz und Diebe sind unauffindbar.

Auch die zur Erholung aus dem Land gebenden Großstädter haben schon mehrfach unerwünschte Gelegenheiten gehabt, die veränderten Verhältnisse zu studieren. Besonders dort, wo die Entfernung des Dorfes von der letzten Bahnstation eine Wagenfahrt nötig macht, lauern die Diebe heimlich von der Landstraße, im Gebüsch versteckt, Sie belauschen dem Fuhrwerk, welches die Städte über ihr Gesicht ins Dorf befördert, nach und hehlen das Gepäck. Die Erbrochenen und geleerten Koffer findet man zwar nachher im Gebüsch, leiteter aber die Diebe selbst, denn infolge der erwähnten Schwierigkeiten und Entfernungen bleiben die Nachforschungen meist erfolglos. Goldt Schmidt.

wer irgend kann, soll sich vorziehen und schon jetzt erledigen, wozu er vielleicht später nicht mehr in der Lage sein wird. Da habe ich mich gedacht, mir wäre es, wenn wir einen Hausstand begründeten? Ich fühle, daß ich Sie liebe — seit Sie hier sind, ist mein Herz weich wie Wachs.“ Und er setzte lebhafte und empfehlend hinzu: „Ich habe eine geführte Position — wie gesagt, schon vom ersten Tag an. Ich bekomme jedes Jahr einen neuen Samtanus, und ich verleihe ein Prinzip.“ Die Dame lächelte höflich-höflich. „Können Sie noch etwas?“ rief der Herr. „Für ein einziges Wort — nur ob ich hoffen darf? Öffnen Sie Ihren kleinen roten Mund!“

Sie wird sich hüten!“ brummte ein Lippenstift. Die Dame konnte ja abblättern!

Gefühl!“ murmelte der Herr. Aber die da unten in den Niederungen, die schon lange über die Dame empor waren, lächelten nun alle durcheinander und ließen kein gutes Haar an ihr. Und alle brüllten sich, daß sie ebenso gemein wie sie selbst, daß sie ein Teil von ihnen sei. Nur die Toilettenseife schmeckte. Sie hielt sich für zu vornehm und ausgedehnt hatte sie wirklich nichts mit der Dame zu tun. Die Dame lächelte höflich-höflich. Und der Herr warf um sie, aber er erhielt nie eine Antwort und wurde schwermütig und voll düsterer Gedanken.

Und als eines Tages der Lehrling vergessen hatte, die Marfite vor dem Schaufenster herunterzulassen, sah die Sonne, daß der Herr nachträglich war. Die Sonne interessierte das, und sie lächelte durch die Glascheibe. Niemand hinderte sie, denn es war Feiertag, und die Marfite blieb weiter hochgezogen.

Der Herr weinte und weinte. Seine Haare rutschten, sein Bart bina wehmütig und prinzipienlos herab und seine Nase wurde vor Schmerz unformig.

Wenn Sie mich nicht erbarmen“, sagte er zu der Dame, „sage ich aus der Welt.“

Die Dame lächelte höflich-höflich. Aber die Flammen und Richten und Schachteln wotteten über sie und über das Liebesleid des Herrn.

Ich rache Sie!“ rief der Herr. Und dann fiel er vornüber und zerbrach und zerbrach die Flammen und Schachteln. Und die Sonne, der gerade die Erde des Schaufensters auf dem Weg gelegen hatte, sah sich befriedigt zurück.

„Gut!“ sagte die Dame und lächelte höflich-höflich.

Gesellschaft und Mode

* Was zur Garderobe der Damen unbedingt nötig ist. Für jede Gelegenheit die richtige Toilette zu haben, ist das hohe Ziel unserer Damenwelt. Aber bei den teuren Kleidern glaudt die Frau, die nicht über einen großen Geldbeutel verfügt, nicht verweisen zu müssen. Eine englische Modezeitschrift hat nun zusammengestellt, was eine Dame, die stets passend gekleidet sein will, unbedingt an Garderobe haben muß. Zunächst einmal muß sie zwei Schneidermeister befragen, ein neues und eins vom vergangenen Jahre das sie auftragen kann, sodann ein Strickkleid, zwei Gesellschaftsblößen, ein neues und ein „antique“ Kleid, zwei Gesellschaftsblößen, die eine etwas eleganter als die andere. Sie muß einen einfachen Abendmantel ihr eigen nennen, den sie im Sommer über dem Besuchsleid tragen kann und einen langen Wintermantel, der für Theaterbesuche paßt. Zu jeder Klasse von Kleidern sind natürlich die richtigen Schuhe und die passenden Schuhe unbedingt notwendig. Ein paar hübsche Hauskleider sind aus Sparmaßregeln zu empfehlen. Die Dame soll die Ausgabenden niemals im Hause tragen wenn sie nicht direkt auftragen will. Blumen und Jumpsuits kommen natürlich hinzu. Doch kommt es dabei weniger auf die große Zahl an, als daß man ein paar gute Stücke besitzt, zwei elegante seidene Jumpsuits, zwei wollenen Jacken und zwei gute Blusen genügen vollständig. Was die Schuhe anbelangt, so kann man mit sechs Garnituren auskommen drei für täglich und drei für die bessere Toilette, drei Unterstöcke, zwei Morgenröcke und ein Dutzend Paar Strümpfe vervollständigen den notwendigen Bekleidungsbestand. Mit einer solchen Garderobe ausgerüstet, kann die Dame, so behauptet das Mod-blatt, allen Anforderungen des gesellschaftlichen Verkehrs genügen und überall in der passenden Kleidung erscheinen.

drb. Die neue Fräuleinsmode. An Kleidern und Mänteln, an Capes und Jacken, an Schürmen, Handtuch und Taschen — überall kann man heute die Fräuleins erblicken. Sind sie wie an letzteren häufig aus Leder geschnitten, dann erinnern sie wohl an uns von Indierstücken her bekannten Schmuck. Damit mag es auch zusammenhängen, daß eine so archaische moderne Fräuleins den Namen eines wilden Volkstammes trägt. Der selbe Fräuleinsstamm, der häufig an wilden Tieren bereits bei der Hütte beginnt und somit den ganzen Schob bildet, ist für die junge Welt hübsch und kleidlich, läßt aber auch ältere Damen sehr würdevoll erscheinen und bei älteren Frauen an eine verblühende Epoche denken, deren Kunst und deren Weisheit Kindern der Moderne lieb und wert ist: an die Fiedermeierzeit. Der alte Ben Afrika hat wirklich recht: es ist alles schon dagewesen. Schon um 1840 herum gab es eine Fräuleinsmode, die sich noch lange erhalten hat an den Halsbändern der weiß ausladenden Kleider, an Jacken und Mänteln, an Schürmen und Schals, an Capes, an den runden Glodenbüten, die damals aufkamen, und, wie dies auch heute die jüngste Mode vorzieht, an den Sonnenbrillen — überall Schmonken und Wippen die Fräuleins. Aber das ehrwürdige Alter, das die jüngste Schöpfung unserer Modelaune somit belächelt, hat sie darum nicht praktischer werden lassen, als sie vor neunzehn Jahren war. Wie damals die Aristokratie und die Bürgerfrau mit dem mit nachlässiger Grazie umgeschlungenen Schalk die Straße zogen, so trägt heute die Fräuleins an den Fräuleins ihres langen Capes oft merkwürdigen Stier mit.

Welt und Wissen

OK. Bildhauerkunst vor 25 000 Jahren. Einer der merkwürdigsten vorgeschichtlichen Funde wurde kürz vor Ausbruch des Weltkrieges in Südfrankreich am Nordfuß der Pyrenäen in der Nähe von Saint Girons gemacht. In einem Kalksteinberg entdeckte die drei jungen Jöhre des Grafen de Beauvion einen engen Seitengang in einer schon früher teilweise erschlossenen, ziemlich ausgedehnten Höhle. Er führte sie zu einer kleinen Stalaktitenhöhle und von da durch einen noch viel engeren Schlund, der nur von sehr schmächtigen Menschen in Schlangenumwindungen, zum Teil auf dem Bauche liegend oder auf der Seite liegend, vorwärts schiebend passiert werden konnte, zu einer Höhlenkammer, die etwa 17 Meter lang, 9 Meter breit und 3 Meter hoch ist. In diesem tief im Innern des Berges gelegenen Saale, der auch heute noch dem Licht und Tropfen angedrückt und die engsten Stellen erreicht, nur von schlanker Personen unter größter Anstrengung erreicht werden kann, lebten (und lebten noch heute) an einem großen Felsen, künstlich aufgeschichteten Tons aus Ton modellierte große Tierfiguren, die lebensgroßen Darstellungen eines Stiers und einer Kuh des Bisons. Auf der anderen Seite des Tonhauers fanden sich noch zwei andere, erst halbvollendete Tonmodelle. Nach der ganzen Art der Darstellung und der Lage der Umhänge ist kein Zweifel daran, daß der Künstler, der diese Tierfiguren geformt hat, der Großmammont-Rasse angehört, die vor 25 000 oder noch mehr Jahren einen großen Teil von Westeuropa bewohnte und von der man aus Frankreich, Belgien, Italien, der Schweiz und Mähren schon viele Bildhauerkunst kennt. Sie stellen teils Tiere (Wildbeeren, Wildschweine, Reintiere und andere Säugetiere), teils Menschen dar, sind aber aus Stein oder Elfenbein gearbeitet, während man Tonfiguren hier zum ersten Male fand; solche konnten sich auch nur an einer so völlig abgelegenen und fast unzugänglichen Stelle in der ganz steinernen Tempelruine und Freizeitspiele des innersten Berges bewahrt erhalten. Sie sind heute noch fast so frisch wie vor 25 000 Jahren, der Ton ist noch heute samtartig anzufühlen und schmelzbar, und nur einige Sprünge durch das Alter des Eisentüchters, das auf alle, die es sehen, den größten Eindruck macht.

* Die Entlastung durch das Profil. Ein Physiognomiker will entdeckt haben, daß es das Profil ist, das den eigentlichen Charakter des Menschen entlarvt. Das Profil zeigt den beständigen Ausdruck, den die Persönlichkeit einem Gesicht aufdrückt, und besonders bei Frauen ist es ein untrüglicher Kunde ihres wahren Wesens. Studiert man das Profil einer Frau, dann sieht man sie, nicht wie sie gelebt werden will, sondern wie sie wirklich ist. Das Profil verrät besonders deutlich die Fehler und Untugenden. Bei einer leidenschaftlichen Natur sieht man die Unbeherrschbarkeit darin, daß die Lippen zu voll und die Nägel zu aufschlägt sind. Der misanthropische Mensch hat ein abweisendes Profil. Die Lippen fallen an den Winkeln herab, die Nägel sind zusammengeklappt, und überhaupt sind die Umrisse hart und eckig. Schwieriger ist das Profil bei melancholischen Frauen zu deuten; hier sind nämlich die beiden Gesichtshälften ungleich. Ein Augenlid ist mehr erhoben als das andere; eine Seite des Mundes ist tiefer heruntergezogen als die andere. Selbst die Nasenflügel sind ungleich, wie wenn sie durch häufiges Niesniesen verformt wären. Das Profil einer gewinnstüchtigen Frau hat ganz besondere Eigenschaften. Die Lippen sind fest zusammengepresst, und die Oberlippe ist außerordentlich tief heruntergezogen, die Augen sind zum Teil geschlossen und die Stirn ist zwischen den Augenbrauen versenkt. Es gibt auch dumme Profile, bei denen die Augen klein sind und die Wangen eingeklinkt. Das dumme Profil kann vielleicht hübsch sein, aber niemals anziehend. Das schöne aller Profile ist der der Madonna. Das Madonna-Profil hat Augen, über die die Lider teilweise herabhängen, doch nicht so tief, um den Blick zu verhehlen, es zeigt volle Lippen, die aber nicht zu voll sind, ein kleines Kinn und schon geschwungene Brauen. Beim Studium von Profilen muß man bedenken, daß ein großer Mund das Zeichen eines guten Charakters ist. Die Leute mit den sehr kleinen Mäulern sind die Intriganten und Spötter. Die Frau mit breitem Mund, die ihre Zähne zeigt, wenn sie lacht, ist meistens ein aufer-

Charakter. Nicht weniger wichtig als der Mund ist für das Profil-Feien die Nase. Eine Nase, die verhältnismäßig lang, gut entwickelt ist und über die Lippen hervorragend, ist das Zeichen eines kräftigen, festen und originellen Geistes. Ein Vorteil für das Profil des Charakters aus dem Profil ist auch die Tatsache, daß keine Imagination verändert werden können, sondern die natürlichen und künftigen Eigenschaften ihres Besitzers klar ausstrahlen.

* Das Grundwasser. Man unterscheidet zwei Arten von Grundwasser. Das eine kommt aus dem Erdinnern, wohl aus dem Magma, und dürfte als Dampf nach oben steigen, bis es sich zu Wasser verdichtet. Das andere kommt von der Erdoberfläche. Zweifelslos gibt es Quellen, die nur aus dem Grundwasser fließen, ob es aber solche gibt, die nur aus dem Erdinnern fließendes Tiefenwasser führen, ist mehr als zweifelhaft. Vermutlich ist stets ein starker Gehalt an Bodenwasser beigemengt. Die Hauptquelle des Grundwassers ist zweifellos der atmosphärische Niederschlag, das in den Boden eindringende Oberflächenwasser, auch ist es höher, daß die atmosphärischen Niederschläge allein die Erhaltung des Grundwassers nicht zu erklären vermögen, da vielfach ein Ansteigen desselben stattfindet, wenn schon lange Zeit und in weitem Umkreise keine Niederschläge eintreffen. Der Grundwasserstand eines bestimmten Gebietes hängt vor allem von der Ausdehnung der Niederschläge ab. Dann von der Wasseraufnahmefähigkeit der Gesteine und deren Wasserdurchlässigkeit. Die Aufnahmefähigkeit für Wasser ist am größten bei Ton, am kleinsten bei Sand (besw. Kies und Schotter). Die Durchlässigkeit oder Durchlässigkeit ist dagegen bei Ton fast Null, bei Sand, Kies und Schotter groß.

Neue Bücher

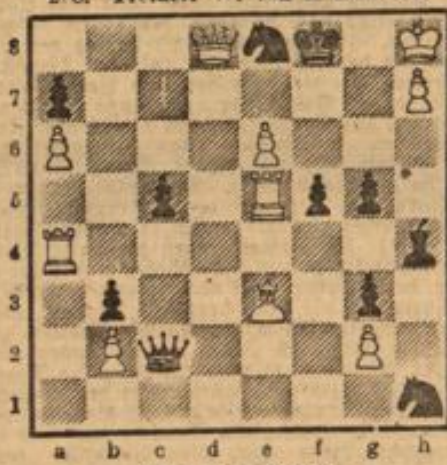
* Die spanische Kette. Aus den Papieren des wiesbadener Gemeinderatsmitgliedes Friedrich Weller. Herausgegeben und illustriert von Adolf Jäger (Telphin-Verlag, Wiesbaden). Der seltsame Charakter Weller hat sich nach dem Erscheinen des Buches in der Stadt herumgedreht, denn sein unerbittlicher „Schmerzschuß“ (auf den auch einige Male Bezug genommen wird) ist hier noch erheblich übertrieben worden. Allen denen, die ihn ausdauern wegen unüberwindlicher Talentschwäche, seien nicht selten Unken (und wer kann das heutzutage überhaupt) sei Friedrich Weller als „Führer im Geiste“ empfohlen. Vom neuesten Spanien werden sie allerdings nicht allzuviel zu lernen bekommen, denn Herr Weller teilt mit einem „Wetter“ aus dem Jahre 1848 (über seine Lebensgeschichte des Englischen gibt er selbst eine dürftige Übersetzung) und ihm seinen unteren Teil zufälligen zu, daß er nur langsam an das Ziel seiner Schicksals gelangte. Aber dafür wird hinreichend Erhellung in der familiären, von Bildern reich illustrierten Schilderung seiner gewichtigen Persönlichkeit nicht fehlen, sowie Sitten und Gebräuche seiner Heimatstadt, Wiesbaden, Stück für Stück auf der Reise.

Spiele und Rätsel

Schach.

Bearbeitet von R. Wadesweiler

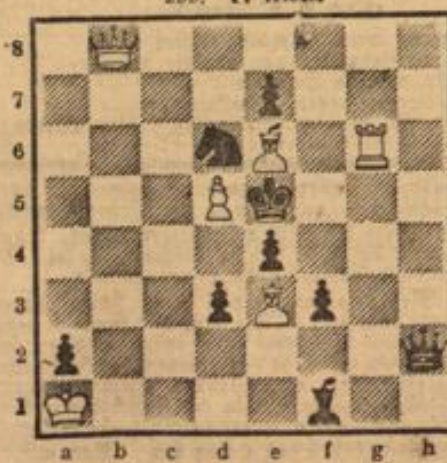
278. Freiherr W. von Holzhausen.



Matt in 3 Zügen.

Weiß: Kh8; Dd8; Ta4, e5; Le3; Ba8, b2, e6, g2, h7; Schwarz: Kf8; Dc2; Lh4; Se8, h1; Ba7, b3, c5, f5, g3, g5.

299. P. Klotz.



Matt in 2 Zügen.

Weiß: Ka1; Dd8; Tg8; Le3; e6; Bd5; Schwarz: Ke8; Dh2; Lf1; Sd6; Ba2, d3, e4, e7, f3.

298. Ein Brennpunktproblem. Idee: Weiß kann an zwei Stellen (den Brennpunkten) den tödlichen Mattstoß geben. Die schwarze Dame verteidigt beide Punkte. Sie von einem dieser beiden wegzulocken, ist der Zweck der Übung, die aber immer noch nicht ganz leicht ist. — 299. Einfach, doch meisterhaft, wie ja der Name des Verfassers verbürgt.

Partie Nr. 122. Damenbauer gegen Königsbauer.

Meisterturnier in Düsseldorf 1908.

Weiß: John; Schwarz: Mieses.

1. e4, d5; 2. exd5, Dxd5; 3. Sc3, Da5; 4. Lc4, Sf6; 5. d3, e6; 6. Ld2, Lg4; 7. f3, Lg5; 8. Sd3 (versucht; Se2f); 9. Dd8; 9. Sxf6+; 10. Dd2, Sd7; 11. Lc3, Dc7; 12. 0-0-0, b5; 13. Lb3, a7; 14. a3, b4f; 15. axb4, Lxb4; 16. Ld4, Le6; (Esne glänzende Kombination!) 17. Lxc6; 18. Dxc6; 19. Kd1, Da5; 20. c3, Da7; 21. Tde1, Da1+; 22. Kc2, b3+ Aufgegeben.

Das Raumschach.

Schachkubismus, wortwörtlich. Vom zweidimensionalen Schachbrett zum dreidimensionalen Schachwürfel. In der praktischen Ausführung 8 übereinanderliegende Schach-

würfel, wobei allerdings der Würfel zum Prisma wird. Die Figuren wie beim „gewöhnlichen Schach“, die Spielregeln entsprechen dem erweiterten. Eine Erfindung von Dr. Maack in Hamburg, die 1907 patentiert wurde. Seine Brochüre recht lesenswert, wenn man ihm auch nicht in allem gleich vollen Glauben schenkt. So, wenn er das Raumschach zum Urschach stempelt und Schach von Schacht ableitet. Für die Richtigkeit dieser Etymologie wird sogar Dr. Martin Luther angeführt, der selbst ein guter Schachspieler gewesen sein soll und gelegentlich „einen Schacht-gesellen matten.“ Heute ist das ursprünglich ungenügende Raumschach gefälliger und übersichtlicher umgewandelt, statt 8² nun 6². Und eine neue Figur, das Einhorn. In Hamburg besteht ein Raumschachklub, auch eine Zeitschrift erschien, oder erscheint noch. Meister Klüber ebendasselbe schrieb vor kurzem begeistert: „Raumschach ist höheres, ist höchstes Schach das Schach der Zukunft. Der Raumschacher eilt seiner Zeit voraus und — gilt nichts in seinem Vaterlande.“ Also, wer Lust — u. einen Raumschachwürfel hat, der trete vor!

Lösungen.

294. 1. f4. — 295. 1. Lc6, Tbl+ (am stärksten); 2. Ke1, Txd1; 3. Lg2+, Kxg2; 4. Sf4+, Kgl; 5. Ke1, g2; 6. Se2+ Lösefrist; Die Herren F. S., H. R., A. Di., G. M., Dr. B., L. M., Dr. Schm. (auch zu 293).

Rätsel.

Zahlenrätsel.

1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	Gefühlsäußerung
2	4	5	3									altes Schriftzeichen
3	2	6	3									Planet
4	2	5	3									Gefäß
5	10	12	12	3	2							Amphibium
6	10	8	9									Teil des Hauses
7	3	5	7	3								Landwirtschaftliches Gerät
8	10	5	10	10	5							Biblisches Land
9	4	5	6									Haustier
10	3	12	5	10								Feuerräuchernder Berg
1	2	3	4	6	3							Gefühlsäußerung
12	10	7	7	3								Küchengerät

An Stelle der Ziffern sind Buchstaben zu setzen, sodaß Wörter von nebenstehender Bedeutung entstehen. Die Anfangsbuchstaben der Wörter lauten gleich der ersten Zeile.

Problem: „Der Wappenspruch.“



Zweites lg.

Die erste Silb ist eine Stadt im Schweizerland. Die zweite ist als festes Mineral bekannt. Das Ganze findet man am Ostseestrand.

* Die Namen der zehn ersten Einsender sämtlicher Rätselösungen werden in der nächsten Unterhaltungsbeilage veröffentlicht.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 278:

Quadraträtsel: Halm, Alos, Lohs, Meer. — Bilder- rätsel: „Wer langsam fährt, kommt auch ans Ziel.“ — Rückkäuf: Eggo.

Richtige Lösungen sandten ein: Willi Döges, Ludus Hanna, Addy, Heinrich u. Ernst Kraft, Julius Pfusch, Ella, Alwine, Erika u. Ingrid Reber, sämtl. in Wiesbaden.